

Texte von
Hartmut Bartsch

Zusammengestellt zum
8.12.2000

dem

**40. Jahrestag
seiner Priesterweihe**

Behindertenarbeit - Auftrag der Frohen Botschaft.....	2
Behindertenseelsorge umfaßt den ganzen Menschen	5
Jugendarbeit und Behindertenarbeit.....	8
Das Zeichen des Integrationsmodells.....	11
Schaltstelle - Bemerkungen zur pädagogischen Konzeption des Integrationsmodells	12
Integration altersspezifisch.....	18

Behindertenarbeit - Auftrag der Frohen Botschaft

- Ein Behinderter stellt wie jeder Mensch die Frage nach dem Sinn seines Lebens. Seine Behinderung und seine persönliche Situation muß er bei dem Versuch, zu einer persönlichen Antwort zu gelangen, einbeziehen.
- Nichtbehinderte können vor der Tatsache, daß viele ihrer Mitmenschen behindert sind, die Augen verschließen, oder sie können diese Tatsache akzeptieren. Beides wird auf ihr Menschen- und "Gottesbild nicht ohne Auswirkung bleiben.
- Eine christliche Gemeinde wird zwar sicherlich ihre Verantwortung für alle Gemeindemitglieder nicht prinzipiell leugnen. Welches Verhältnis sie aber zu behinderten Mitgliedern der Gemeinde hat, kann sehr unterschiedlich sein. Sieht die Gemeinde Behinderte als „Betreuungsfälle“ an (wobei die Betreuung vielleicht einigen Spezialisten zugewiesen wird), oder läßt sie behinderte Christen am Leben und an der Verantwortung teilnehmen?

Damit sind beispielhaft drei Intentionen beschrieben, von denen aus eine theologische Beschäftigung mit Behinderungen sinnvoll und notwendig erscheint. (Andere Intentionen, zum Beispiel der Nachweis des sozialen Engagements, den eine Gemeinde oder ein kirchlicher Verein gegenüber der Öffentlichkeit führen möchte, werden wohl kaum zu einer sachgerechten Beschäftigung mit der heiligen Schrift und anderen theologischen Quellen führen.)

Von verschiedenen methodischen Möglichkeiten, sich mit dem Themenkreis zu befassen, wollen wir einige aufzeigen, die für die Verkündigung geeignet sind und die sich gleichzeitig auf die Schrift beziehen, und die deshalb auch verhältnismäßig nahe an Kirchliche Behindertenarbeit der Verkündigung in der Gemeinde angesiedelt sind.

1. Jesus kam auch nach Nazareth, wo er aufgewachsen war, und ging nach seiner Gewohnheit am Sabbat in die Synagoge. Als er aufstand, um aus der Schrift vorzulesen, reichte man ihm das Buch des Propheten Jesaja. Er schlug das Buch auf und fand die Stelle, wo geschrieben steht:

Der Geist des Herrn ruht auf mir;
denn er hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt,
- um den Armen die Heilsbotschaft zu bringen,
- um den Gefangenen Befreiung,
- um den Blinden das Augenlicht zu verkünden,
- um die Zerschlagenen in Freiheit zu setzen.

Dann rollte er das Buch zusammen, gab es dem Synagogendiener und setzte sich. Und die Augen aller in der Synagoge waren auf ihn gerichtet. Da begann er: „Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt.“ (Lk. 4,16-21)

Diese Perikope kann zum Schlüssel für das gesamte Lukas-Evangelium werden. Das gleiche Thema, nämlich die Erfüllung der Jesaja-Verheißung, wird im Lukas-Evangelium immer wieder aufgegriffen, zum Beispiel in der Antwort auf die Anfrage Johannes des Täufers (Lk. 7,22 f.). Aber auch viele der Heilungsberichte lassen sich als Ausfaltung der Jesaja-Verheißung verstehen. Insofern ist es gleichgültig, wo der durchgehende rote Faden aufgegriffen wird. Stets muß jedoch die Vielschichtigkeit der Aussage beachtet werden.

Folgende - voneinander abhängige - Aussagen lassen sich leicht unterscheiden:

- a) In Jesus Christus erfüllt sich die Verheißung des Jesaja.
- b) Zu der Verheißung selber wird etwas vom So-Sein Gottes und seinem Verhältnis zu den Menschen deutlich.
- c) Die ersten Adressaten der Botschaft Gottes und die ersten Menschen, an denen die Verheißung sich erfüllt, sind die Blinden, die Lahmen, die Armen, also Menschen, die sich ihrer Defizite durchaus bewußt sind und eben nicht die Reichen, die Unversehrten. Man ist versucht zu sagen: Nicht die Nichtbehinderten.

Eine vorschnelle Übertragung auf die Situation einer heutigen Gemeinde oder auf die Behinderten unserer gegenwärtigen* Welt verbietet sich allerdings. Wir werden nämlich dem Evangelium, auch dem Lukas-Evangelium, nur

gerecht, wenn wir die Verkündigungssituation bedenken, in die es hineingesprochen oder -geschrieben wurde. Diese ist aber ziemlich exakt im ersten Korintherbrief beschrieben:

„Schaut doch euch selbst an, Brüder! Wen hat Gott denn da berufen? Kaum einer von euch ist ein gebildeter oder mächtiger oder angesehener Mann. Gott hat sich vielmehr die Einfältigen ausgesucht, weil er die Klugen demütigen wollte. Er hat sich die Machtlosen ausgesucht, weil er die Mächtigen demütigen wollte. Er hat sich die Geringen und Verachteten ausgesucht, die nichts gelten, denn er wollte die zu nichts machen, die vor den Menschen etwas sind. Niemand soll vor Gott mit irgend etwas auftrumpfen können.“ (Kor. 1,26-29)

Die Botschaft des Evangeliums, die der Jesaja-Verheißung folgt, ist also keine Peitsche, die gegen Menschen geschwungen wird, die glauben, vor Gott etwas darstellen zu können, sondern zuerst eine Frohe Botschaft für jene, die in der von Menschen eingerichteten Welt ohne Ansehen und vielfach ohne Hoffnung sind.

Nun wird man angesichts des Lukas-Textes zugeben müssen, daß eigentlich nicht die Behinderten speziell angesprochen sind, vielmehr die Menschen, die gesellschaftlich und in ihrer Selbsteinschätzung „unten“ sind. (Genau genommen ist noch nicht einmal von allen die Rede, die „unten“ sind, sondern von denen, die wissen, daß Befreiung nicht von ihnen selbst geleistet werden kann, die zwar vielleicht nicht von der Hoffnung auf Gott reden, aber offen genug sind, sich von Gott beschenken zu lassen.)

Dieses genaue Hinsehen bewahrt uns in doppeltem Sinne vor einer Behindertenideologie: Behinderte sind nicht ohne weiteres mit denen gleichzusetzen, denen die Verheißung des Evangeliums gilt, und zwar deshalb nicht, weil diese Verheißung zum einem auch anderen Menschen gilt, die nicht als behindert im herkömmlichen Sinne zu bezeichnen sind, zum anderen weil manche Behinderte in der gesellschaftlichen Einschätzung und ihrem eigenen Anspruch durchaus nicht „unten“ sind. Adressat der Frohen Botschaft ist also jeder, der erkannt hat, daß er auf Befreiung (Erlösung) angewiesen ist und der bereit ist, sich befreien zu lassen. Unter dieser Voraussetzung wird niemand leugnen, daß Behinderte zu den ersten Empfängern der Frohen Botschaft gehören können und nach dem Zeugnis der Evangelien tatsächlich gehören.

2. Als Jesus weiterging, sah er einen Mann, der von Geburt blind war. Die Jünger fragten Jesus: „Wer ist schuld, daß er blind geboren wurde? Er selbst oder seine Eltern?“ Jesus antwortete: „Seine Blindheit hat weder mit den Sünden seiner Eltern etwas zu tun noch mit seinen eigenen. Er ist blind, damit Gottes Macht an ihm sichtbar wird. Solange es Tag ist, muß ich die Taten vollbringen, für die Gott mich gesandt hat. Es kommt eine Nacht, in der niemand mehr wirken kann. Solange ich mich in der Welt aufhalte, bin ich das Licht der Welt.“ Als Jesus dies gesagt hatte, spuckte er auf den Boden und rührte einen Brei mit seinem Speichel an. Er strich den Brei auf die Augen des Mannes und befahl im: „Geh zum Teich Schiloach und wasche dir das Gesicht.“ Schiloach bedeutet: der von Gott Gesandte. Der Mann ging dorthin und wusch sein Gesicht. Als er zurückkam, konnte er sehen.

Diese Heilungserzählung ist für jemanden, der behinderte Verwandte oder Freunde hat oder der täglich Behinderten begegnet, eine anstößige Geschichte. Denn auf den ersten Blick erscheint die Herrlichkeit Gottes das Elend eines Menschen zu brauchen. Doch sehen wir genauer hin.

Nach der im Johannes-Evangelium besonders ausgeprägten Dialektik antwortet Jesus nicht eigentlich auf die Frage der Jünger, sondern gewinnt in seiner Antwort eine andere neue Dimension. Die Jünger fragen nach der Ursache der Behinderung. Die Antwort Jesus sagt etwas aus vom Ziel: Gott tritt als ein helfender und heilender Gott in Erscheinung, darin besteht seine Herrlichkeit.

Die Heilung des Blindgeborenen hat noch eine lange Fortsetzung (Joh. 9,8-41). Darin ist hauptsächlich von der Auseinandersetzung mit den Juden die Rede, die sich auf das Gesetz berufen. Den Deutungsschlüssel aber finden wir in dem Schlußsatz dieser Auseinandersetzung, den Jesus spricht: Euch würde keine Schuld angerechnet, wenn ihr blind wäret. Weil ihr aber sagt „Wir können sehen“, bleibt ihr schuldig.

Damit wird die primäre Verkündigungssituation des Johannes-Evangeliums klar: Auch in der Gemeinde, die weitgehend von nichtjüdischen Christen getragen wird, spielen Menschen eine Rolle, die unter Berufung auf ihre Geset-

zestreu anderen gegenüber eine Vorrangstellung beanspruchen. Aber gerade diejenigen, die sich für erleuchtet, sehend, gerecht halten, sind in der Finsternis, sind blind, behalten ihre Schuld.

Nach Parallelen für die Gegenwart braucht man nicht zu suchen. Auch in der Gegenwart wird häufig ausschließlich oder doch in erster Linie die Frage nach den Ursachen gestellt. Die Eltern behinderter Kinder geraten deshalb oft in Bedrängnis. Jesus konnte diese hoffnungslose Rückwärtsgewandtheit aufbrechen. Können es die Christen auch? Es braucht nicht zu verwundern, wenn gerade von behinderten Christen der vorliegende Text des Johannes-Evangeliums als ein Ausgangspunkt des Glaubens verstanden würde. Vor Gott ist jeder Mensch blind, lahm, mit vielen Mängeln und Gebrechen behaftet. Wer dies weiß und eingesteht, der kann von Gott befreit werden. An ihm wird Gottes gütige Macht sichtbar. Wer sich dagegen für vollkommen - für nichtbehindert - hält, wer glaubt, keine Befreiung nötig zu haben, den wird Gott nicht befreien; er bleibt in seiner Schuld, bleibt blind.

3. Im Glaubensbekenntnis, das an den Sonn- und Festtagen häufig von der Gemeinde gesprochen oder gesungen wird, heißt es zum Schluß: „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung der Toten und das ewige Leben.“ Das ist ein Ausblick auf die Endzeit. Die Kirche verknüpft darin - in Treue zur Botschaft Jesu - vier Elemente, nämlich Gemeinschaft, Sündenvergebung, Auferstehung und ewiges Leben. Von diesen vier endzeitlichen Elementen ist offenbar das eine nicht ohne das andere zu haben: Ewiges Leben ist nur in Gemeinschaft denkbar, die Auferstehung setzt die Sündenvergebung voraus, und so fort.

Diese Zusammenhänge sind offenbar noch nicht sehr tief in das Bewußtsein vieler Christen gedrungen. Sonst wären manche Erscheinungen in christlichen Gemeinden, die man angesichts der endzeitlichen Botschaft nur negativ werten kann, nicht so häufig anzutreffen: Der Zerfall einer Gemeinde in Cliquen, die sich untereinander befehlen, steht in krassem Gegensatz zu der erwarteten Gemeinschaft aller Erlösten; die Unversöhnlichkeit gegenüber dem Bruder, der gefehlt hat, schließt die Vergebung der Sünden aus; die Nichtbeachtung alter, kranker oder behinderter Menschen rechnet nicht mit der Auferstehung, mit der Überwindung und Verklärung des Leids; und wer das ewige Leben nicht erwartet, der gibt sich auch keine Mühe, mit Gott und den Mitmenschen zu einem aufrichtigen und vertrauensvollen Verhältnis zu kommen.

Dieses Negativbild wurde hier kurz auf gezeigt, weil es ziemlich unmittelbar deutlich macht, daß eine Gemeinde, die aus dem Geist Christi leben will, gegen massive Widerstände anzugehen hat. Diese Widerstände liegen wenigstens zum Teil in ihr selbst. Daß gegenüber negativen Trends in einer Gemeinde überhaupt neue Hoffnung entstehen und wachsen kann, verdankt die Gemeinde oft solchen Menschen, die die persönliche Erfahrung machen durften, daß der Glaube gerade angesichts der eigenen Begrenztheit zu einer tragfähigen Basis wird: „Ich fühle mich wie einer, der sein Todesurteil empfangen hat. Das geschah aber, damit ich nicht auf mich selbst vertraue, sondern mich allein auf Gott verlasse, der die Toten lebendig macht“ (2. Kor. 1, 9). Eine entsprechende Erfahrung haben sicherlich auch viele behinderte Menschen gemacht. Wir dürfen sagen, daß behinderte Menschen für eine Gemeinde nicht nur zur Aufgabe, sondern auch zur Gabe werden können. Sie können die Aussage des Evangeliums durch ihr eigenes Zeugnis belegen, daß Gott sein Heil nicht an Vorbedingungen knüpft, schon gar nicht an irgendwelche menschliche Vorstellungen von Perfektion.

Nicht selten haben in einer Gemeinde Verkündigung und Gottesdienst wenig mit den anderen Aktivitäten der Gemeinde zu tun. Die drei aufgezeigten Beispiele aus dem Neuen Testament und der Tradition der Kirche fordern geradezu zu einer Initiative der Gemeinde heraus, in der deutlich werden kann, daß Gottesdienst und Leben aufeinander bezogen sind. Diese könnte etwa folgende Schritte aufweisen:

a) Behinderte Gemeindemitglieder schildern - in Kleingruppen, Familienkreisen - ihre Situation.

b) Der Priester erarbeitet mit den Sprechern der Kleingruppen, welche der häufig genannten Probleme im Gottesdienst zur Sprache gebracht werden sollen.

c) Der Gottesdienst hat - selbstverständlich in allgemeingültiger Form - sowohl die menschliche Ausgangssituation, die Antwort des Evangeliums wie auch den Versuch heutiger Menschen, diese Antwort in ihrem Leben zu realisieren, zum Inhalt.

d) Die Gemeinde überlegt (wieder in Kleingruppen), welche Aktivitäten sie im Gefolge des Evangeliums und zu seiner Realisierung ergreifen muß.

Auf diese Weise verändert sich sowohl der Gottesdienst wie auch die Initiative der Gemeinde, zum Beispiel für ihre behinderten Mitglieder. Die Initiative erhält ihre Motivation und ihre Ausrichtung aus der Botschaft des Evangeliums; der Gottesdienst bekommt einen unübersehbaren Realitätsbezug. Beides aber, Aktion und Gottesdienst, werden lebendig, weil sie aus einem nicht abreißenden Dialog herauswachsen.

Behindertenseelsorge umfaßt den ganzen Menschen

Nicht selten begegnet man der - unreflektierten - Meinung, Kirche habe es nur mit Seelsorge, Seelsorge wiederum nur mit Gottesdienst, Gebet und Sakramenten zu tun. Wenn dies schon generell falsch ist, dann ganz gewiß im Blick auf behinderte Menschen.

Wenn Seelsorge überhaupt dem Menschen und ihrem eigenen Auftrag gerecht werden will, dann muß sie den Menschen als Ganzen im Auge haben, mit seinen konkreten- Bedürfnissen, Fähigkeiten und Begrenztheiten. Denn dieser Mensch ist ja der Adressat der Frohen Botschaft. Daß Seelsorge ihren Sinn andererseits daraus herleitet, daß sie eine frohe Botschaft zu verkünden hat, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen.

Wir reden deshalb zunächst vom Menschen, der bestimmte Anforderungen an das Leben und seine Mitmenschen stellt, an zweiter Stelle freilich auch von den Fähigkeiten, die er in den Dienst anderer stellen kann.

Man kann vier Bereiche menschlichen Lebens unterscheiden, in denen jeweils unterschiedliche Bedürfnisse eine Rolle spielen und eine Auseinandersetzung mit den konkreten Gegebenheiten erfolgen muß.

a) Befriedigung von Grundbedürfnissen (Essen, Wohnen, sich kleiden, sich fortbewegen);

b) Bildung, Schule, Arbeitswelt,

c) Mitmenschliche Kontakte, Freizeit, Kultur,

d) Geistliches Leben (Beantwortung der Sinnfrage), Gebet, Gottesdienst.

Der behinderte Mensch ist in allen diesen Bereichen in einem weit höheren Maße als ein Nichtbehinderter auf die Solidarität und Hilfe anderer angewiesen. Die Kirche war niemals der Meinung, daß nur der letzte dieser vier Lebensbereiche sie etwas angehe. Die Kirche muß den ganzen Menschen im Blick haben. Sie hat deshalb für jeden der Lebensbereiche ein differenziertes Dienstangebot geschaffen, allerdings nicht überall im Hinblick auf die Gruppe der Behinderten. Die Verantwortlichen der Kirche haben für diese Dienste einen jeweils verschiedenen Ansatzpunkt in einem der vier Bereiche. Die Mitarbeiter der Caritas werden helfen, zunächst einmal die Grundbedürfnisse des Menschen abzudecken. Erzieher und Lehrer, speziell Religionslehrer, werden sich dem Bereich Ausbildung

und Schule zuwenden. Die Pfarrgemeinden und Verbände werden ihren Schwerpunkt im Bereich der Freizeit sehen. Keine der genannten Personen oder Gemeinschaften wird sich jedoch auf ihren Bereich beschränken können. Letztlich zielen alle darauf hin, untereinander und mit dem zentralen Bereich der Seelsorge in Verbindung zu treten. Daraus ergeben sich Überschneidungen oder - richtig verstanden - Notwendigkeiten zur Kooperation.

Auch die Behindertenseelsorge kann folglich nicht isoliert betrachtet werden. Sie steht in Beziehung zu den verschiedenen Lebensbereichen und zu anderen Bereichen der Seelsorge. Deshalb ist jeder, der in der Seelsorge mit Behinderten tätig ist, in besonderem Maße zur Kooperation genötigt und verpflichtet.

1. Behindertenseelsorge ist im Zusammenhang mit der Behindertenhilfe und -ausbildung zu sehen.

Über die allgemeine bereits genannte Begründung für die Notwendigkeit der Kooperation hinaus, gibt es vor allem zwei Gründe für einen inneren unaufhebbaren Zusammenhang:

- a) Der behinderte Mensch erfährt sich als angenommenes Wesen (nicht trotz, sondern mit seiner Behinderung) durch die elementare menschliche Zuwendung, durch viele pflegerische und helfende Handlungen und Worte. Letztlich sind diese die Voraussetzung, daß er das Angenommensein von Gott verstehen und akzeptieren kann.
- b) Nicht zuletzt aus der Entwicklung seiner Fähigkeiten heraus gewinnt der behinderte Mensch sein Selbstvertrauen, lernt er sich auch als Mitglied menschlicher Gemeinschaften und der Kirche verstehen. Wer diesem Prozeß der Selbstfindung dient, der leistet sicherlich einen seelsorglichen Dienst.

2. Behinderte sind Kinder oder Jugendliche, Erwachsene oder alte Menschen; sie leben in Familien, nehmen am Arbeitsprozeß, am kirchlichen und gesellschaftlichen Leben teil oder sollten zumindest die Möglichkeit dazu haben. Sie werden also auch als Familienmitglieder, als Angehörige einer Alters- oder Berufsgruppe unter seelsorglichem Aspekt angesprochen.

Hier wird bereits eine Eigenart und Aufgabenstellung der Behindertenseelsorge deutlich: Sie darf den einzelnen behinderten Menschen nicht aus seinen natürlichen Bezügen - zu Gleichaltrigen, zur Familie, zu Berufskollegen - herausholen, sondern muß im Gegenteil dafür Sorge tragen, daß er diese natürlichen Bezüge überhaupt nutzen und in ihnen leben kann. Daß er dort, wo er steht, von der Frohen Botschaft erreicht werden kann. Dies ist leider keineswegs verständlich. Damit zum Beispiel ein behinderter Jugendlicher überhaupt die Gemeinschaft mit Gleichaltrigen erfahren kann, sind oft schon viele Schranken zu überwinden, räumliche Schranken (etwa bei Körperbehinderten) oder Schranken der Verständigung. Damit ist etwas über die Zielgruppe der Behindertenseelsorge gesagt:

Die Behindertenseelsorge wendet sich keineswegs nur an die behinderten Menschen, sondern ebensowohl an die Menschen in seinem Lebensumfeld.

Dem behinderten Menschen die volle Teilnahme am Leben der Kirche zu ermöglichen, kann man als eines der wichtigsten Ziele kirchlicher Behindertenarbeit bezeichnen. Da sich das Leben der Kirche in Gemeinden und in vielen verschiedenartig kleineren Gemeinschaften abspielt, heißt das konkret:

- a) Die Gemeinden und kirchlichen Gemeinschaften dazu befähigen, für behinderte Menschen offen zu sein.
- b) Behinderten Menschen jede notwendige Hilfe (Information, Kontakte, Einübung) vermitteln, in Pfarrgemeinden, Gruppen und kirchlichen Gemeinschaften hereinzuwachsen.

3. Seelsorge dient dem einzelnen und der kleinen Gemeinschaft (der Familie, der Pfarrgemeinde). Sie folgt also dem Prinzip der Subsidiarität. Davon macht die Behindertenseelsorge keine Ausnahme.

Dies bedeutet: Diejenigen, die in einer Pfarrgemeinde Verantwortung für die Seelsorge tragen (womit nicht nur der Pfarrer gemeint ist), sind selbstverständlich auch für die behinderten Menschen im Bereich der Pfarrgemeinde verantwortlich. Die besonderen Probleme, vor die sich ein behinderter Mensch gestellt sieht, am Leben der Gemeinde

teilzunehmen, fordern von der Gemeinde, daß sie hier einen seelsorglichen Schwerpunkt setzt. Dies gilt insbesondere, wenn im Bereich der Pfarrgemeinde durch eine Einrichtung oder eine Schule Behinderte überproportional präsent sind.

Es ist aber selbstverständlich, daß eine Pfarrgemeinde sich in vielen Fragen überfordert sieht. Andererseits haben Behinderte und ihre Familien ein natürliches und legitimes Bedürfnis, mit Menschen in Kontakt zu kommen, die mit ähnlichen Problemen leben müssen wie sie selbst. In beiden Fällen ist die größere Einheit, in vielen Fällen die Ortskirche, angesprochen. Sie kann mit einem differenzierten Hilfsangebot auf die unterschiedlichen Behinderungsarten besser eingehen (ohne je die Pfarrgemeinde zu übergehen).

Die nachfolgende Aufzählung versucht unter dem Gesichtspunkt der Subsidiarität eine Aufgabenteilung zwischen Pfarrei, Orts-Kreisdekanat und Bistum. Sie trennt allerdings, weil Kooperation vorausgesetzt wird, nicht zwischen Behinderten-hilfe/bildung und -seelsorge.

Pfarrgemeinde

- Kontakt zu den einzelnen Behinderten und ihrer Familie.
- Vorbereitung der behinderten Kinder auf den Sakramentenempfang, Feier der Erstkommunion und Firmung gemeinsam mit den nichtbehinderten Kindern.
- Berücksichtigung der besonderen Bedürfnisse Behinderter bei der Gestaltung der Kirche und der anderen Räume der Pfarrei (zum Beispiel Rampe für Rollstuhlfahrer, Induktionsschleife für Schwerhörige, gute Ausleuchtung des Altarbereiches für Gehörlose).
- Bewußtseinsbildung bei den nichtbehinderten Pfarrangehörigen, daß Behinderte überall dazugehören (auch zu den Gruppen und Vereinen der Pfarrei) und eine entsprechende Praxis.
- Einbeziehung der Behinderten in die Aufgaben und Verantwortung für die Gesamtpfarrei.

Stadt-/Kreisdekanat und Bistum

- Beratung der Behinderten und ihrer Familienangehörigen in allen durch die Behinderung gegebenen Problemen (insbesondere Früherkennung und Frühförderung),
- die Seelsorge an Einrichtungen der Behindertenhilfe in staatlicher oder kirchlicher Trägerschaft,
- die Sicherstellung einer religions-pädagogischen Grundausbildung angehender Erzieher, Sozialpädagogen oder Sozialarbeiter an gegebenenfalls vorhandenen Ausbildungsstätten,
- Fortbildungsangebote für alle in der Behindertenhilfe oder in Sonderschulen tätigen Pädagogen, Erzieher und Betreuungskräfte,
- Informationsaustausch aller Engagierten über Möglichkeiten der Behindertenhilfe, -seelsorge und -ausbildung im Nahbereich,
- Information der Öffentlichkeit über die bestehenden kirchlichen Einrichtungen und Veranstaltungen der Behindertenhilfe, der Weiterbildung und der Integration Behinderter,
- Kontakt zu staatlichen Stellen, zu örtlichen Behindertenvereinen und -verbänden und zu den Stellen, die auf Bistumsebene Verantwortung tragen,
- Freizeitmaßnahmen und Seelsorge für alle Behindertengruppen, für die wegen der Art der Behinderung in der Einzelgemeinde die Seelsorge und die Betreuung nicht ausreichend gewährleistet werden können,
- Beratung der Gemeinden und Verbände, die Behinderte integrieren möchten,
- Hilfe für jeden einzelnen Behinderten und seine Familienangehörigen, eine Kontaktgemeinde zu finden und in sie hineinzuwachsen.

Von den genannten Aufgaben fallen der Behindertenseelsorge auf **Bistumsebene** insbesondere in folgenden Bereichen Aufgaben zu:

- Durchführung oder fachliche Begleitung von Veranstaltungen mit Modellcharakter.
- Ausbildung und Fortbildung von hauptamtlichen, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeitern.
- Informationsaustausch auf Bistumsebene, Anregungen, Arbeitshilfen.
- Kontakt mit staatlichen Stellen, freien Trägern und Selbsthilfegruppen, die überörtlich Behindertenhilfe leisten oder gewährleisten.
- Sorge um geeignete Mitarbeiter für die Behindertenhilfe, -bildung und -seelsorge.

Die vielfältigen Aufgaben der Behindertenseelsorge lassen sich unter folgenden Stichworten zusammenfassen :

- Kooperation
- Befähigung zur Mitarbeit
- Integration
- Seelsorge für besondere Behindertengruppen.

Nur wenn das Bewußtsein wächst, daß Seelsorge ganz allgemein keine Sache von Spezialisten ist, daß Behindertenseelsorge insbesondere das Mittun vieler braucht, kann man hoffen, daß behinderte Menschen aus der Frohen Botschaft und dem Erlebnis der lebendigen Gemeinde heraus die Frage nach dem Sinn ihres Lebens positiv beantworten können.

Jugendarbeit und Behindertenarbeit

Integrative Jugendarbeit - eine Chance für die Gemeinde

Kirchliche Jugendarbeit und Behindertenarbeit haben schon deshalb viel miteinander zu tun, weil sich die Zielgruppen überschneiden; etwa jeder zehnte Jugendliche ist behindert; jeder dritte Behinderte gehört zur Gruppe der Kinder und Jugendlichen. Kirchliche Jugendarbeit, die sich um die vom Evangelium geforderte Offenheit bemüht und sich nicht nur auf eine unproblematische Minderheit beschränkt, kann nicht vergessen, daß viele Mitglieder ihrer Zielgruppe behindert sind. Aber auch die Behindertenarbeit einer Pfarrgemeinde hat die besten Chancen, wenn sie berücksichtigt, welche Möglichkeiten die in der Gemeinde vorhandenen altersspezifischen Initiativen für die Integration bieten.

Besinnung auf Motive und Ziele

Das Thema „Behinderte“ ist gegenwärtig eine Art Modethema. Damit ist aber nicht gesagt, daß die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppierungen, die sich mit dem Thema befassen, wirklich dazu beitragen, daß die Isolation behinderter Menschen aufgehoben wird. Es kann auch viel geredet und geschrieben werden, ohne daß praktisch etwas geschieht.

Da eine Aktion immer nur so viel wert ist wie die Motive, aus denen heraus sie geschieht, wird man möglichst sorgfältig nach den Motiven fragen müssen, wenn eine Gruppe von Menschen sich mit Behinderten beschäftigen will.

Unzureichende Motive sind sicherlich die Pflege des Image der Gruppe und die Aussicht auf eine günstige Presseberichterstattung. Aber auch das Wort Mitleid bezeichnet nicht eindeutig ein positives Motiv. Denn wenn sich dahinter eine Haltung verbirgt, die den behinderten Menschen als Partner nicht ernstnimmt, sondern eher als Objekt betrachtet, dann lehnen behinderte Menschen mit Recht solches Mitleid ab.

Wenn dagegen die Verantwortung für die behinderten Gemeindeglieder, die Entschlossenheit, zur Überwindung der Isolation beizutragen, oder - was am besten wäre - das Bewußtsein, daß die behinderten Menschen selbstverständlich dazugehören, die eigentlichen Beweggründe sind, dann muß die Motivation zur Praxis führen.

Auch Verantwortliche der kirchlichen Jugendarbeit und manche Jugendgruppen haben „die Behinderten entdeckt“. Aber auch hier müssen die Motive stimmen, wenn es um Beschäftigung mit dem Thema und um konkrete Aktionen geht. Wenn ein Jugendpfleger oder Gruppenleiter auf die Idee kommt, die Jugendlichen sollten sich mit Behinderten befassen, damit sie endlich einmal etwas Sinnvolles zu tun haben, dann ist ein solcher Gedanke zwar ein Ausgangspunkt; es darf jedoch nicht bei dieser Begründung bleiben. Zwar kann eine Gruppe dadurch Sinn gewinnen, daß sie Sinnvolles tut. Dieses Tun muß jedoch aus dem Entschluß der Gruppe selbst erwachsen. Sie sollte auch nicht dabei stehen bleiben, für behinderte Menschen etwas zu tun - dies würde die Isolation kaum aufheben, vielmehr ist das Miteinander das Ziel. Es geht darum, daß behinderte und nichtbehinderte Jugendliche miteinander Sinnvolles tun, daß sie miteinander leben lernen. Behindertenarbeit ist also kein Ersatz für - sonst nicht vorhandene - Sinn kirchlicher Jugendarbeit. Sie kann aber dazu führen, daß junge Menschen besser begreifen lernen, was es heißt, das eigene Leben sinnvoll zu gestalten.

Die folgenden Thesen versuchen eine Begründung in dieser Richtung:

a) Die kirchliche Jugendarbeit ist deshalb an vielen Orten todkrank, weil ihr der Zusammenhang mit dem Evangelium verlorenzugehen droht. An die Stelle eines Lebens aus dem Geiste Christi ist oft eine formale Kirchlichkeit oder das Streben nach einem guten Image in der Öffentlichkeit getreten.

Eine Selbstbestimmung auf das Wesentliche könnte mit folgendem Satz beginnen:

Mein Verhältnis zu Menschen, die in unserer Gesellschaft am Rande stehen, gibt mir Aufschluß darüber, inwieweit mein eigenes Denken und Handeln mit der Botschaft Christi in Zusammenhang steht.

Dieser Satz braucht noch einige Erläuterungen:

- Am Rande unserer Gesellschaft stehen nicht nur viele behinderte Menschen.
- Es geht hier nicht um ganze Randgruppen, zu denen Kontakt aufzunehmen den einzelnen oft überfordert, sondern um den einzelnen Menschen, der Hilfe zur Überwindung der Isolation braucht und der manchmal schon im Nachbarhaus wohnt.
- Der Satz hat eine selbstkritische Funktion. Als drohender Zeigefinger oder als Prügel gegen andere ist er nicht zu brauchen.
- Eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Neuen Testament muß zu dem Ergebnis führen, daß Jesus ein ungebrochenes Verhältnis gerade zu Menschen hatte, die gesellschaftlich und menschlich am Rande standen. Daraus müssen sich notwendig Konsequenzen ableiten für das, was wir Nachfolge Christi nennen.

b) Die kirchliche Jugendarbeit hat nur dann ein Fundament, wenn der einzelne Jugendliche mit seinen Grundbedürfnissen, seinen Problemen und mit seinen Sehnsüchten sich ernstgenommen und angenommen weiß. Diejenigen, die in der kirchlichen Jugendarbeit engagiert sind und womöglich auch Verantwortung tragen, haben es nicht nötig, angesichts der Interessenlosigkeit vieler Jugendlichen zu resignieren. Sie brauchen auch nicht stellvertretend für eine ganze Altersgruppe nach dem Sinn kirchlicher Jugendarbeit oder sogar nach dem Sinn des Lebens zu suchen.

Entscheidender ist, daß sie zunächst einmal lernen, genau hinzuhören und die tatsächlich vorhandenen, wenn auch oft nur ansatzweise artikulierten Fragen der Jugendlichen zur Sprache zu bringen.

Dann machen sie beispielsweise folgende Entdeckungen:

- Unsere Welt, die Kinder und Jugendliche vor allen möglichen Belastungen abschirmt, indem sie Leid und Tod, Behinderung und menschliches Scheitern in die Kliniken und Anstalten verbannt, ist durchaus keine glückliche Welt. Sie schafft neue Ängste. Sobald ein Jugendlicher dem Propagandabild des Glücks nicht mehr entspricht, fühlt er sich ausgestoßen und alleingelassen. Es verursache sogar Schuldgefühle, nicht so glücklich zu sein, wie die gesellschaftliche Norm es fordert.
Ein Behinderter, dem anzumerken ist, daß er sein Leben auch mit der Behinderung für lebenswert hält (und der sich keineswegs für seine Existenz entschuldigt), bezeugt bereits mit seiner Anwesenheit, daß das Leben durch eine Belastung seinen Wert nicht verliert.
- Eine Gruppe, die die Solidarität mit einem behinderten Gruppenmitglied auch in Schwierigkeiten durchträgt, gibt auch dem nichtbehinderten Jugendlichen die notwendige Sicherheit, daß er in Schwierigkeiten nicht alleingelassen wird.

c) Nicht durch die Beschäftigung mit der Theorie, sondern durch die Begegnung behinderter und nichtbehinderter Kinder und Jugendlicher erwachsen neue Einsichten. Die Erfahrungen von Mädchen und Jungen, die sich mit ihren Gruppen auf das Abenteuer Begegnung behinderter und nichtbehinderter junger Menschen eingelassen haben, sind etwa folgende:

- Der andere Mensch kommt mit seinen individuellen Eigenschaften in den Blick. Eine Behinderung wird zwar keineswegs übersehen, ist aber im Hinblick auf Gruppenzugehörigkeit und Freundschaft weder ein Hindernis noch ein Vorteil.
- Die behinderten Kinder und Jugendlichen entdecken, daß auch die nichtbehinderten kein Leben ohne Probleme und Schwierigkeiten führen. Sie lernen, ihre Behinderung als eine von vielen möglichen Belastungen zu sehen, mit denen man leben muß, die aber die Freude am Leben nicht ausschließt.
- Behinderte und Nichtbehinderte erfahren in der Praxis, was die abstrakten Worte Solidarität oder Gemeinschaft nur unvollkommen ausdrücken: Sich aufeinander verlassen können, sich Vertrauen schenken, auch in Schwierigkeiten einen Halt an den anderen finden, gemeinsam neue Ideen entwickeln und verwirklichen, bei denen jeder seine individuellen Fähigkeiten ins Spiel bringen kann.

Praktische Vorschläge zur Aufgabenteilung

Prinzipiell bleibt die einzelne Pfarrgemeinde für jedes Pfarrmitglied verantwortlich, auch wenn das einzelne behinderte Kind oder der Jugendliche aus Gründen der medizinischen Versorgung oder der Ausbildung längere Zeiten in Kliniken, Schufen und Internaten verbringen muß, die außerhalb des Pfarrgebietes liegen.

Man muß aber auch sehen, daß die Pfarrgemeinde damit weitgehend überfordert ist. Denn in keiner Pfarrei gibt es genügend Menschen, die ausreichend mit den unterschiedlichen Behinderungen vertraut sind, unter denen Pfarrmitglieder zu leiden haben.

Verschiedene Helfer müssen also der Pfarrgemeinde zu Hilfe kommen. Hier sind in erster Linie die nächsthöheren Ebenen zu nennen: Dekanat, Stadt- und Kreisdekanat. Innerhalb einer solchen Einheit können sich die Pfarreien gegenseitig helfen, indem eine Pfarrei sich zu einem gewissen Grade auf eine Behinderungsart spezialisiert, also in einer Pfarrei die Gehörlosen des ganzen Dekanates ihre Heimat finden, in einer anderen die Lernbehinderten. Anlaß für eine solche Spezialisierung ist häufig das Vorhandensein einer Behinderteneinrichtung in einer Pfarrei. Wenn allerdings - wie zum Beispiel in Gelsenkirchen - Buer - sich viele Behinderteneinrichtungen (Schulen) auf engem Raum konzentrieren, dann können die anderen Pfarreien der größeren Einheit (der Stadt) die Pfarrei, in deren Gebiet sich eine derartige Konzentration findet, nicht allein lassen.

Schlußbemerkung

Jugendgruppen, in denen bereits über einen längeren Zeitraum behinderte und nichtbehinderte Menschen zusammenarbeiten und -spielen, sind meist recht stabil. Der Grund dürfte jetzt klarer sein: Stabilität einer Gemeinschaft und Offenheit bedingen sich gegenseitig. Es kommt noch ein drittes Fundament hinzu: Solche Gruppen sind nicht auf Vorschläge und Anordnungen der Leiter angewiesen; sie sind oder werden erfinderisch (kreativ). Sie haben gelernt, nicht auf - nie eintretende - ideale Bedingungen zu warten, sondern aus der jeweiligen Situation etwas zu machen.

Wer einmal in solchen Gruppen mitarbeiten konnte, der kann zwei Dinge nicht mehr recht verstehen:

- die in der kirchlichen Jugendarbeit weitverbreitete Resignation,
- und die Meinung, alle Anstöße und guten Ideen müßten von oben, von Amtsträgern und Verantwortlichen kommen. Ich jedenfalls war mir meist ziemlich sicher, daß ich mehr der Beschenkte als der Schenkende war.

Das Zeichen des Integrationsmodells

Das Zeichen des Integrationsmodells richtig zu deuten, ist zwar gegenüber integrativer Praxis und der Teilnahme an dem Lernprozeß Integration zweitrangig. Wenn dieses Zeichen jedoch Verwendung findet, dann sollte es auch richtig verstanden werden. Es geht dabei nicht nur um das Zeichen, sondern um die Inhalte, die es darstellen soll. Wenn diese nicht verstanden würde, wäre das in der Tat bedenklich.

Um mit dem Einfachsten zu beginnen: Das Zeichen mit den sechs Punkten stellt eine kleine Gruppe dar. Daß es eine funktionsfähige Gruppe ist, läßt sich daran sehen, daß jeder mit jedem in Verbindung steht, dargestellt durch die Verbindungslinien (Tangenten). Daß es gerade sechs Punkte sind, hat zwei Gründe: Sechs ist eine in der Gruppenpädagogik und der Gruppendynamik häufig vorkommende Zahl (andere sind acht oder zwölf), die Sechs ergibt sich aber auch aus der Konstruktion des Kreises, womit der Kreis zwar nicht in der offensichtlichen Darstellung aber als Konstruktionsprinzip im Zeichen vorhanden ist.

I. Daraus lassen sich einige wichtige Aussagen über Integration ableiten:

1. Eine funktionsfähige Gruppe (dargestellt durch Kreis als Konstruktionsprinzip und verbindende Tangenten) braucht keinen Leiter als Kristallisationspunkt (deshalb ist in der Mitte kein Punkt). Durch die funktionierenden Kontakte entsteht aber etwas Neues (die Verbindungslinien werden zu einem Stern - womit Kreativität angedeutet ist). Das Modell gilt für die einzelnen in einer Gruppe und ihr Verhältnis zueinander, aber auch für das Verhältnis mehrerer Gruppen zueinander.
2. Eine funktionsfähige Gruppe macht rege Kontakte nach außen möglich. Deshalb hören die Verbindungslinien bei den Punkten nicht auf, sondern führen darüber hinaus (ein Kreis, der sichtbar um das Ganze gezogen würde, könnte dagegen als ein Zeichen der Isolation mißverstanden werden). Das Integrationsmodell selbst ist erklärtermaßen niemals eine in sich geschlossene Gruppe. Die Öffnung nach außen und ein gewissermaßen provisorischer Charakter sind für die Integration und deshalb auch für das Integrationsmodell lebenswichtig, weil sonst Integration nicht stattfinden könnte.
3. Es ist nicht möglich, in der Figur mit den sechs Punkten einen Punkt wegzulassen. Mit Wegfall auch der zugehörigen Verbindungslinien würde die ganze Figur nicht mehr stimmen. Wenn man annimmt, daß ca. 15 % der Menschen in unserer Gesellschaft isoliert sind (was gering veranschlagt ist), dann wäre eine Gruppe erst dann „normal“ zu nennen, wenn mindestens 15 % ihrer Mitglieder dieser Gruppe ihre Befreiung aus der Isolation verdanken. Der Integrationsstern ist ein Hinweis auf Normalität in diesem Sinne.

Der Integrationsstern stellt also - so läßt sich zusammenfassen- das Spannungsverhältnis (die Dialektik) von Geschlossenheit und Offenheit in einer funktionsfähigen Gruppe dar. In diesem Spannungsverhältnis liegt die Chance der Integration.

II. Erst nach einiger Zeit ist uns klargeworden, daß Integration verschiedene Aspekte enthält, die erst ihre Wirksamkeit erhalten, wenn keiner fehlt. Wir haben sie wie folgt benannt:

- 1 . Miteinander Neues ausprobieren;
2. Miteinander arbeiten;
3. Miteinander wohnen;
4. Miteinander spielen (singen, werken, Freizeit gestalten);
5. Miteinander feiern (auch trauern);
6. Miteinander nachdenken (reflektieren, meditieren, planen).

Wir sind ursprünglich von Punkt 1 und 4 ausgegangen. Inzwischen sind die anderen Aspekte mehr und mehr in ihrer Bedeutung hervorgetreten.

III. Das Integrationsmodell brauchte nicht zu existieren, wenn Integration eine selbstverständliche Wirklichkeit wäre. Insofern stellt der Stern das Ziel dar und nicht unbedingt den gegenwärtigen Zustand, die oft eher negative Realität (Isolation). Aus dem Stern lassen sich dementsprechend verschiedene Formen entwickeln, die einen jeweils anderen Aspekt von Integration besonders hervorheben. Einige Beispiele: Durch verschiedene Farben oder Zeichen ließe sich die Verschiedenartigkeit der Behinderung andeuten. Herausrücken einzelner Kreise würde die noch nicht verwirklichte Integration andeuten. In einem Puzzle könnte schließlich der Integrationsprozeß spielerisch dargestellt werden.

Schaltstelle - Bemerkungen zur pädagogischen Konzeption des Integrationsmodells

Vorbemerkung:

Es soll nicht etwa der Eindruck entstehen, als sei im Integrationsmodell von vornherein ein fertiges pädagogisches Konzept vorhanden gewesen. Aus einigen Grundeinsichten haben sich vielmehr im Nachdenken über die Erfahrungen in der Praxis - vor allem über die Mißerfolge - nach und nach einige Leitlinien entwickelt, die auch eine pädagogische Seite haben. Die Einsicht, die dazu führte, auf pädagogische Arbeit besonderen Wert zu legen, läßt sich etwa so skizzieren:

- Integration ist in unserer Welt keine Selbstverständlichkeit
- Integration ist erlernbar
- Ohne daß sich Menschen auf einen entsprechenden Lernprozeß einlassen, kommt Integration nicht zustande.

Es gibt vieles, was Menschen in dieser Welt lernen können oder lernen müssen. In diesem Beitrag soll von dem die Rede sein, was nach unserer Meinung beim "Lernprozeß Integration" entscheidend ist. Es kann sich hier nur um eine Art Zwischenbilanz handeln, denn wir alle, die wir im Rahmen des Integrationsmodells Erfahrungen machen, lernen - hoffentlich - noch dazu.

Auf verschiedenen Programmen und Prospekten des Integrationsmodells taucht immer wieder der Satz auf: "Das Integrationsmodell versteht sich als Schaltstelle" (zwischen behinderten und nichtbehinderten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen und zwischen Einrichtungen für Behinderte einerseits und gesellschaftlichen Gruppen, Verbänden, Vereinen, Pfarrgemeinden, Initiativkreisen usw. andererseits).

Das hört sich einfach an. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß zur Erfüllung dieser Aufgabe nichts weiter gehört als eine Kartei aller Behinderten und Behinderteneinrichtungen eines bestimmten Gebietes, etwa des Landes Nordrhein-Westfalen, um auf Anfragen von Organisationen, Vereinen, Jugendgruppen, Pfarreien usw. antworten zu können, die Behinderte aufnehmen wollen, - ihnen z.B. die Teilnahme an Freizeiten und Ferienlagern ermöglichen möchten.

Oder das Integrationsmodell verfügte über eine Kartei aller Verbände, Vereine, Gruppen, bei denen Offenheit für behinderte Gleichaltrige vorausgesetzt werden kann: Und jedesmal, wenn ein Behinderter ein Freizeitangebot braucht, könnte man den Kontakt zu einer dieser Gruppen herstellen. Die Wirklichkeit ist natürlich viel komplizierter.

1. Ursachen der Isolation - Hindernisse der Integration

Vielleicht ist es ein Traum, daß irgendwann einmal kein Mensch mehr wegen irgendeiner Behinderung unter Isolation zu leiden hat. Der Traum kann aber zu einer wirkungsvollen Zielvorstellung werden, wenn wir damit beginnen, die Isolation wenigstens der behinderten Mitmenschen unserer Umgebung zu überwinden und Integration zu ermöglichen. Der erste Schritt ist dabei sicherlich, die Ursachen der Isolation zu erkennen. Diese Ursachen liegen teils in objektiven, nicht leicht zu ändernden Tatsachen, teils in subjektiven Erfahrungen begründet. Wir wollen hier nur die wichtigsten nennen:

a) Der andere kommt nicht in den Blick

Die Behinderungen, unter denen Menschen zu leiden haben, sind verschiedenartig und vielfältig; sie bewirken ebenso vielfältigste Arten der Isolation. Ein Körperbehinderter kann nur mühsam und mit Hilfe anderer räumliche Distanzen zu anderen Menschen überwinden; ein Gehörloser ist von Gesprächen selbst dann weitgehend ausgeschlossen, wenn er sich mit anderen im gleichen Raum befindet. Die Reihe der Beispiele ließe sich beliebig fortsetzen.

Es ist nicht Sprachgebrauch bei den Mitarbeitern des Integrationsmodells, von Behinderten (großgeschrieben) und Nichtbehinderten zu reden. Warum wir das nicht tun, wird später noch näher erläutert werden. Hier nur so viel: Die genannte Unterscheidung mag für viele Bereiche, etwa Verwaltung und Statistik, unerlässlich sein, im mitmenschlichen Bereich aber ist sie wenig hilfreich. Sie verbaut eher den Blick zu den einzelnen Menschen. Wir sagen darum lieber "Katja ist gehbehindert", ebenso wie wir von ihr sagen "Katja kocht gern und gut". Wenn hier die Worte Behinderte – Nichtbehinderte zunächst doch großgeschrieben sind, so deshalb, weil an einen Sprachgebrauch angeknüpft werden soll, den wir für symptomatisch halten und der zu überwinden ist. Diese primären Behinderungen haben aber fast immer weitere zur Folge: Die für die Behandlung und Ausbildung notwendige Konzentration gleichartig Behinderter in besonderen Einrichtungen (Internaten, Sonderschulen, Krankenhäusern) bewirkt unter anderem, daß die Existenz vieler Behinderter von den Nichtbehinderten einfach übersehen und vergessen wird. Sie bewirkt auch bei denen, die dieses Problem erkannt haben, daß diese Einsicht vielleicht nur theoretischer Natur bleibt, weil sie nicht durch persönliche Erlebnisse und Begegnungen untermauert ist. Behinderte schließlich verlieren in genauer Entsprechung dieser Tatsachen jede Möglichkeit, die eigene Isolation zu durchbrechen, weil zahlreiche menschliche Kontakte, die zu Beginn vorhanden waren, nicht weiterentwickelt werden konnten, verkümmerten oder gar abbrachen.

Diese Tatsachen haben sicher nichts mit bösem Willen zu tun. Wir kommen aber nicht um die Feststellung herum: Der andere Mensch ist zum Unbekannten geworden. Und die Frage ist: Wie wird er wieder vertraut - mit all seinen Problemen und Fähigkeiten?

b) Verschiedene Ängste

Wie erwähnt, ist es gar nicht selten, daß einzelne und ganze Gruppen sich mit den Problemen Behinderter und der Tatsache der Isolation befassen. Diese Themen sind mittlerweile nicht nur zum Bestandteil der Lehrpläne, sondern schon fast zu einer Art Mode geworden. Viel zu häufig bleiben aber Menschen bei der Beschäftigung mit diesem Thema in der Theorie stecken. Man kann sich - wie tatsächlich geschehen - monatelang mit dem Problem der Behinderten befassen, ohne auch nur eine einzige persönliche Beziehung zu einem behinderten Mitmenschen angeknüpft zu haben. Sicherlich kann man als Ursache für dieses Phänomen viele Gründe, Bequemlichkeit, Phantasielosigkeit, Scheu vor Engagement nennen. Ist es aber nicht oft auch einfach Angst vor dem Unbekannten?

Für Nichtbehinderte wie für Behinderte handelt es sich um einen Schritt ins Unbekannte, wenn sie aufeinander zugehen. Jeder bringt dabei seine eigenen Ängste und Unsicherheiten mit:

Nichtbehinderte sind unsicher gegenüber dem Anderssein der Behinderten; sie haben Angst, im Umgang mit ihnen Fehler zu machen.

- Die Behinderten fürchten die Reaktion der anderen auf ihre bloße Anwesenheit; sie haben Angst, nicht als Mensch ernstgenommen und angenommen, sondern nur wegen der Behinderung bemitleidet zu werden. Die scheinbare Sicherheit der bekannten Umgebung - der Sonderschule, des Heimes usw. zu verlassen, erfordert schon viel Mut.
- Die Fachleute (Sonderpädagogen, Heimerzieher, Pfleger usw.) und die Eltern Behinderter befürchten, den ihnen Anvertrauten würde zu viel zugemutet. Ihre weitgehende Solidarität mit " ihren " Behinderten führt zur Angst vor den Fehlern der nichtbehinderten Nicht-Fachleute. Nur wenn solche Ängste ernstgenommen werden, sind sie auch zu überwinden.

c) Schlechte Erfahrungen

Sowohl Behinderte und Behindertenpädagogen wie auch integrationswillige Gruppenleiter sehen ihre Ängste häufig durch schlechte Erfahrungen bestätigt. Dafür zwei Beispiele: Körperbehinderte Jungen, die von einer Gruppe Gleichaltriger in ein Zeltlager eingeladen waren, sahen sich nach dem Lager allein gelassen, denn in der Gruppe fand sich niemand, der den Kontakt weiter aufrechterhalten hätte. Eine Behindertensportgruppe hatte Nichtbehinderte zum regelmäßigen gemeinsamen Schwimmen eingeladen. Nach anfänglichem Andrang blieben nach und nach alle Nichtbehinderten aus. Vielleicht hatten sie das Gefühl, nicht auf ihre Kosten zu kommen. Auf Aktionen, die lediglich als soziales Alibi dienen, wollen wir hier gar nicht eingehen. Die Resignation der Beteiligten wird auch an diesen Beispielen verständlich.

2. Integration ist möglich - trotz allem

Die mangelnde Kenntnis des anderen Menschen, die Angst vor der Begegnung und die negativen Erfahrungen sind ernstzunehmende Hindernisse auf dem Weg zur Integration. Wir halten sie jedoch für überwindbar. Für die Mitarbeiter des Integrationsmodells liegt hier einer der Schwerpunkte ihrer Bemühungen. Fragte man nach den Gründen für eine derartige Zuversicht, so würde wohl jeder gegenüber allen negativen Faktoren auf persönliche positive Erfahrungen verweisen. Die Überzeugung, daß Integration möglich ist, gewinnt man nur aus dem persönlichen Erleben.

a) Der andere kommt in den Blick

Für jeden, der Integration für möglich hält, war wohl das entscheidende Erlebnis die Begegnung mit einem Menschen, dessen Andersartigkeit - Behinderung oder Nichtbehinderung - zwar nicht übersehen wurde, aber immer weniger eine entscheidende Rolle spielte, weil dieser Mensch zum Partner, vielleicht sogar zum Freund wurde, den man so schätzte, wie er war.

Für einen "Nichtbehinderten" war dabei häufig die Entdeckung entscheidend, daß er selbst keineswegs immer der "Gebende" war, sondern daß sein Partner gerade aufgrund seiner Behinderung Fähigkeiten entwickelt hatte, die für andere wertvoll waren. Für einen "Behinderten" war ebenso häufig die Erkenntnis entscheidend, daß sein nichtbehinderter Freund keineswegs ein Mensch ohne Probleme ist, daß er vielleicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die Solidarität ebenso nötig brauchen wie eine Behinderung.

b) Angst läßt sich überwinden

Lernprozesse, wie die geschilderten, haben einen Anfang. Sie hätten ihn nicht, wenn die Angst wie ein riesiger Berg bereits den ersten Schritt blockierte. Die ersten Schritte aber sind einem jeden von uns durch andere ermöglicht worden, die aus der eigenen Erfahrung heraus Mut machen, aber auch den Weg mitgehen konnten. Allgemeine Appelle dagegen nützen gegen die Angst wenig.

c) Was hilft gegen die Resignation ?

Resignation kann auch ein bloßes Alibi für Untätigkeit sein. Davon reden wir hier nicht. Resignation ist im anderen Falle das Ergebnis einiger - oft sehr weniger - schlechter Erfahrungen, die generalisiert werden. Da niemand sein Pauschalurteil gern revidiert, wird er eine einzelne gute Erfahrung gern als Ausnahme hinstellen. Das ist erst dann nicht mehr möglich, wenn er die gute Erfahrung selbst gemacht hat. Dann drängt sich die Erkenntnis auf, daß es an den konkreten Menschen liegt, ob Gemeinschaft möglich wird, ganz unabhängig davon, ob einzelne behindert sind oder nicht.

3. ORIENTIERUNG AM ZIEL

Die nachfolgenden zwei Thesen formulieren scheinbar Selbstverständliches. Daß es doch sinnvoll ist, solche Selbstverständlichkeiten auszusprechen, wird in den nachfolgenden Überlegungen - so hoffen wir - deutlich.

a) Erste These:

Damit Integration Wirklichkeit werden kann, muß der Mensch - mit seinen individuellen Fähigkeiten, Bedürfnissen und Problemen - für der anderen in den Blick kommen und nicht nur seine Behinderung oder Nichtbehinderung.

- Für einige unserer behinderten Freunde, die das Glück hatten, von ihrer Familie und ihrer Umgebung von Anfang an angenommen gewesen zu sein und gerade deshalb keine Sonderstellung eingeräumt bekommen haben, war Integration eigentlich nie ein Problem. Sie haben uns aber gerade darauf hingewiesen, daß sich manchem behinderten Menschen schon als Kind das Bewußtsein eingeprägt hat, daß es anders ist, vielleicht sogar, daß er eine Last für den anderen ist. Die Fixierung auf das Anderssein konnte dazu führen, daß er seine individuellen Fähigkeiten ungenügend entwickelte, denn sie wurden von den Menschen seiner Umgebung ja nicht gefordert. Von wem nichts erwartet wird, der kann auch nichts geben. So konnte es geschehen, daß mancher behinderte Mensch nicht gelernt hat, mit seiner Behinderung zu leben, daß für ihn die Behinderung sogar zum Mittel werden konnte, sich auch Anforderungen zu entziehen, die an sich mit der Behinderung nichts zu tun hatten. Fragt man sich, wie dieser Weg ins Abseits nicht nur aufzuhalten, sondern umzukehren ist, dann sind wir wohl auf positive Beispiele angewiesen, auf das Beispiel von Menschen, die voll akzeptiertes Mitglied einer Gruppe sind, obwohl sie behindert sind. Ein behinderter Mensch muß erkennen können, daß es möglich und erstrebenswert ist, von einer Gemeinschaft angenommen und gefordert zu werden, und er muß die Erfahrung machen können, daß er selbst mit seinen Fähigkeiten dazu in der Lage ist, den Anforderungen als Mitglied einer Gruppe wirklich gerecht zu werden.

Die Probleme sind auf seiten der Nichtbehinderten nicht geringer

- Dies gilt zunächst für die Motive, aus denen heraus sich ein nichtbehinderter Mensch einem behinderten Menschen zuwendet. Während sonst in vielen Lebensbereichen die Gesetze der Konkurrenz gelten, stellt die Begegnung mit einem Schwächeren - z.B. einem Kind - einen Appell an die soziale Verantwortung und die Hilfsbereitschaft des einzelnen dar. Ohne daß es dem Helfenden aber bewußt wird, beansprucht er für seine Hilfeleistung die Unterordnung des Hilfsbedürftigen. Die Zuwendung zu Behinderten geschieht oft aus einer solchen, nicht näher reflektierten sozialen Verantwortung. Was geschieht nun, wenn ein Behinderter eben nicht nur Hilfeleistung will, sondern seine eigene Meinung und seine eigenen Fähigkeiten ins Spiel bringt? Allzuleicht wird er dann als undankbar, als Rebell gesehen. Die Gesetze der Konkurrenz treten wieder in Kraft. Die Enttäuschung über diese Undankbarkeit ist groß, wo man „es doch nur gut gemeint hat“. Offenbar ist in solchen Fällen der Mensch als ganzer nicht in Blick gekommen; er ist Objekt der Hilfsbereitschaft oder Leistungsmessung geblieben. Was diese fatalen Denkmuster ändern kann, läßt sich etwas pauschal mit dem Wort Solidarität bezeichnen, kann aber genauer beschrieben werden: Wenn Menschen an einer gemeinsamen Aufgabe arbeiten, dann lernen sie auch, ihre eigenen Fähigkeiten einzubringen und Ergänzung durch die Partner dankbar anzunehmen. Der andere kommt zunächst als Mitarbeiter in den Blick, was sicherlich menschlicher ist, als ihn zum Objekt zu degradieren.

- Daß der andere wirklich in seiner ganzen Menschlichkeit in den Blick kommt, kann man dann gewiß sagen, wenn Menschen Freunde geworden sind. Freundschaft kann allerdings stets nur auf freiwilliger Zuwendung von beiden Seiten beruhen. Hier wird besonders deutlich, wie wenig wir von Selbstverständlichem reden: Denn wer wirklich ernst damit machen will, den anderen in den Blick zu bekommen, der wird zugeben müssen: Auch ein behinderter Mensch hat durchaus das Recht, sich seine Freunde selber zu wählen. Er muß nicht alle Menschen gleich sympathisch finden, schon gar nicht allein aus dem Grunde, weil sie sich "um Behinderte kümmern". Ebensoviele ist ein Nichtbehinderter verpflichtet, gegenüber einem Menschen nur deshalb ausschließlich mit Nachsicht zu reagieren, weil er behindert ist.

b) Zweite These:

Die gleichen Regeln und Gesetzmäßigkeiten, die für menschliche Gemeinschaften ganz allgemein gelten, treffen auch für integrative Unternehmen zu.

- Daß Zusammenleben und Solidarität mit anderen möglich und nötig sind, auch wenn der einzelne nicht nur Fähigkeiten, sondern auch Probleme einbringt, wird beispielsweise in einer Jugendgruppe eingeübt. Man kann auch sagen: Jugendliche lernen in einer Gruppe, daß persönliche Beziehungen und Vertrauen durchaus Abstufungen und Wachstum zulassen. Dieser Lernprozeß braucht vor allem Zeit, Geduld und die Sicherheit, daß Fehler und Fehleinschätzungen während dieses Prozesses nicht zum Verlust der Gruppenzugehörigkeit führen. Was ein behindertes Mädchen oder ein behinderter Junge braucht, ist nicht so sehr die Attraktion eines Zeltlagers, als vielmehr die Sicherheit, dazuzugehören. Sie/Er muß wissen, daß sie/er als Mitglied einer Gruppe geschätzt, aber auch gefordert ist.
- Es tut keiner menschlichen Gemeinschaft auf die Dauer gut, wenn sie hauptsächlich sich selber und ihre Probleme im Blick hat. Sie sollte an einer Sache arbeiten und an einem Ziel orientiert sein. Viele Gruppen und Vereine sind von vornherein unter einer bestimmten Zielsetzung angetreten (z.B. ein Sportverein, eine Dritte-Welt-Aktion, eine Chorgemeinschaft). Andere bestimmen ihre Ziele von Fall zu Fall in eigener Verantwortung neu (so viele Jugendgruppen). Sehr viele Gruppierungen haben sich zwar an eine allgemeine Zielsetzung gebunden, sind jedoch in der Bestimmung der Einzelziele variabel (z.B. eine Kolpingsfamilie, eine Studentengemeinde, ein Familienkreis). Es scheint uns ein fundamentaler Irrtum zu sein, wenn man meint, Behinderte wollten sich hauptsächlich mit ihrer eigenen Behinderung beschäftigen. Behinderte sind wie alle anderen an den verschiedensten Sachgebieten und Zielen interessiert. Ihr Wunsch, in sach- und zielorientierten Gruppen mitzuarbeiten, stößt nicht so sehr durch die primären Behinderungen auf Grenzen als vielmehr durch das sekundäre. Das heißt: Sie haben zu wenig Möglichkeiten, die gesellschaftlichen Gruppierungen, die sach- und zielorientiert arbeiten, überhaupt kennenzulernen; sie haben vor allem kaum Möglichkeit, menschliche Kontakte zu Mitgliedern solcher Gruppen aufzubauen.

4. Aufgabenkatalog einer Schaltstelle

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit, vielmehr u Schwerpunkte aufzuzeigen, seien hier Aufgaben genannt, die eine Schaltstelle leisten sollte. Dabei beschränken wir uns auf den pädagogischen Bereich, wohlwissend, daß Information und Öffentlichkeitsarbeit ebenfalls unter pädagogischen Gesichtspunkten betrachtet werden können.

Wir sind uns auch bewußt, daß viele der hier genannten Schwerpunkte noch recht unzureichend abgedeckt sind. Eine Schaltstelle müßte vor allem folgende Aufgaben erfüllen:

- Vielfältige Möglichkeiten zum Kennenlernen schaffen,
- verlässliche und dauerhafte Kontakte ermöglichen,
- Möglichkeiten einer sinnvollen Freizeitgestaltung entwickeln.

a) Vielfältige Möglichkeiten zum Kennenlernen schaffen

Es geht uns darum, die Schwelle der Angst vor Begegnungen möglichst weit herabzusetzen. Darum sollte es viele Veranstaltungen geben, bei denen Erstbegegnungen möglich sind. Solche Begegnungen müssen offen sein, also mit keiner Verpflichtung zu weiterem Engagement belastet, von der Sache her reizvoll und nicht zuletzt menschlich, was u.a. heißt, daß Zuversicht und Vertrauen spürbar werden sollten. Im allgemeinen schaffen die Mitarbeiter des Integrationsmodells solche Gelegenheiten nicht neu, sondern arbeiten dort mit, wo sich ein verheißungsvoller Ansatz zeigt, z.B. bei der Tilbecker Kirmes, bei Ferienfreizeiten oder in der "antenne". Einige

Workshops veranstaltet allerdings das IM deshalb in eigener Regie, weil es dabei neben der Möglichkeit der Erstbegegnung auch noch' um Ausbildung der Mitarbeiter geht und weil vergleichbare Aktivitäten sonst selten zu finden sind.

b) Verlässliche und dauerhafte Kontakte ermöglichen

Wir wollen nicht bestreiten, daß uns mehr zufällige und sporadische Begegnungen zu wenig sind. Aus Erstbegegnungen sollen sich dauerhafte, vielleicht sogar freundschaftliche Kontakte entwickeln können. Daß das möglich ist, hängt allerdings von einer Reihe von Voraussetzungen ab. Bedeutsam sind bereits die äußeren Voraussetzungen, daß nämlich Zeit und Raum zur Verfügung stehen und eine Initiative z.B. nicht an Transportproblemen scheitert. Die Mitarbeiter des IM fördern darum besonders integrative Initiativen in einem überschaubaren einheitlichen Wohngebiet. Noch wichtiger dürfte allerdings eine Übereinstimmung in den Interessen sein, wenn Behinderte und Nichtbehinderte auf längere Dauer in einer Gruppe zusammenarbeiten wollen. Hier ist ein Hinweis auf die sogenannte „Projektmethode“ angebracht. Sie spielt im Bildungs- wie im Freizeitbereich eine immer größere Rolle, und zwar für jede Altersstufe. Vereinfacht ausgedrückt besagt sie, daß eine Gruppe von Menschen sich ein überschaubares und zeitlich begrenztes Ziel setzt und die organisatorischen, technischen, gestalterischen, vor allem aber die kommunikativen Anforderungen, die zur Erreichung dieses Zieles nötig sind, selber bewältigt. So kann jedes Mitglied der Gruppe beim gleichen Projekt seine besonderen Fähigkeiten einbringen, erfährt Wertschätzungen durch die Gruppe und lernt auch jedes andere Mitglied der Gruppe in seiner Eigenart zu respektieren. Weniger schwerwiegende Unterschiede, wie sie nach unserer Meinung Behinderungen darstellen, werden zwar nicht übersehen, treten aber gegenüber den positiven und für die Gruppe wertvollen Fähigkeiten in den Hintergrund. Die zeitliche Begrenzung eines Projektes ermöglicht es, daß bei einem anderen nachfolgenden Projekt wieder andere Fähigkeiten gefragt sind und dementsprechend andere Gruppenmitglieder besonders auf ihre Mitarbeit und Leistungsqualitäten angesprochen sind. Man kann fast sagen, daß das Verstehen der Projektmethode oft die Voraussetzung für die Integration ist.

c) Möglichkeiten einer sinnvollen Freizeitgestaltung entwickeln

Sicherlich gibt es viele Menschen - behinderte und nichtbehinderte -, die mit ihrer Freizeit Vernünftiges anzufangen wissen. Doch jeder noch so vernünftigen Tätigkeit fehlt ein wichtiges Element, wenn sie nicht gemeinschaftsbezogen ist, oder aber wenigstens um den Gemeinschaftsbezug gleichwertiger Tätigkeiten weiß. Einfacher gesagt: Isolation läßt leicht jede an sich vernünftige Aktivität sinnlos erscheinen. Wenn das, was der einzelne kann, auch für andere fruchtbar wird, erhält es dagegen einen neuen Sinn. Aus der gesamten Palette von Tätigkeiten, die Menschen in ihrer Freizeit tun können, scheiden für einen behinderten Menschen nur wenige aufgrund seiner Behinderung aus. So gibt es z.B. nur wenige Behinderungen, die Sport prinzipiell unmöglich machen. Ebenso sind unter den vielfältigen Werktechniken viele ungeachtet einer bestimmten Behinderung zu verwirklichen. Ähnliches gilt für Musik, Spiele, für sprachliches oder bildnerisches Gestalten. Für einen behinderten Menschen ist aber die Sinnhaftigkeit eines solchen Tuns eng an die Frage geknüpft, ob auf diese Weise auch Gemeinschaft zustandekommt. Wir haben nun zunehmend die Erfahrung gemacht, daß dies gar keine Frage unserer behinderten Freunde allein ist. Auch viele nichtbehinderte Menschen zweifeln an der Sinnhaftigkeit ihres Tuns, so lang es isoliert geschieht.

5. Wer verwirklicht Integration?

Es dürfte klar geworden sein, daß organisatorische und verwaltungstechnische Kontakte nicht genügen, um Isolation zu überwinden und Integration Wirklichkeit werden zulassen. Es kommt entscheidend darauf an, daß die Kontakte eine höhere Menschliche Qualität erreichen. Der Begriff ‚Schaltstelle‘ wird entsprechend unbrauchbar, wenn er auf das Organisatorische verkürzt wird. Dennoch wissen wir die Funktion des Integrationsmodells schlecht anders auszudrücken als mit Worten wie Schaltstelle oder Brücke. Denn das Integrationsmodell betrachtet sich selbst nicht als Endpunkt des Integrationsprozesses; es versteht sich nicht als Mitgliederverein und beabsichtigt nicht, eigene Jugend- und Erwachsenengruppen zu gründen. Die Gefahr, daß solche Gruppen ihrerseits in die Isolation gerieten erscheint uns viel zu real. Die Mitarbeiter des Integrationsmodells arbeiten deshalb lieber in solchen Gruppen und Initiativen mit, in denen sich Chancen für wirkliche Integration andeuten.

Hier liegt nun allerdings die eigentliche Schwierigkeit der Integration. Unter den vielen Gruppen und Verbänden, Vereinen und Gemeinschaften finden sich bei näherem Hinsehen nur wenige, die bereits offen für andere und andersartige Menschen sind. Viele Gruppen sind vor allem mit sich selbst beschäftigt. Ein langer Prozeß ist zu durchlaufen, bevor eine vorurteilslose und nicht von Gruppenegoismen bestimmte Öffnung für andere möglich wird. Wer Integration verwirklichen will, muß darum oft erst mithelfen, daß aus einer Gruppe von Menschen eine Gemein-

schaft wird, in die integriert zu werden ein verheißungsvolles Ziel ist. Wer Integration will, muß sich zunächst selbst integrieren lassen, ohne das Ziel einer weitergehenden Integration dabei aus dem Auge zu verlieren. Die Verbindung zu den Menschen, um deren Integration es ihm geht, darf andererseits nicht abreißen, sondern muß lebendig bleiben.

Mitarbeiter des Integrationsmodells sind deshalb fast ausnahmslos doppelt engagiert. Dieses doppelte Engagement könnte als doppelte Last, ja Überforderung empfunden werden. Die Brückenfunktion würde den einzelnen in der Tat überfordern, wenn er auf sich allein gestellt bliebe. Daß statt von Belastung von Sinnerfüllung und Bereicherung geredet werden kann, ist nach unserer Erfahrung dann möglich, wenn die Möglichkeiten der Teamarbeit in den Blick kommen. Vielleicht läßt sich mit einem Bild am einfachsten klar machen, warum wir hierin die eigentliche Chance für den Lernprozeß integration sehen.

Mir fällt als Vergleich die uralte Technik beim Bau einer Seilbrücke ein. Niemand ist damit gedient, wenn sich einer allein in die Mitte eines reißenden Flusses stellt. Auch wenn er gegen die Strömung standhalten könnte, so ist er doch keine Brücke. Ein Brückenbau kommt anders zustande: Zunächst wird nur ein schwaches Seil – fast nur ein Faden -, von einem Stein beschwert, ans andere Ufer geworfen. Wenn sich drüben jemand findet, der das Seil aufnimmt, ein stärkeres daran knüpft, dessen eines Ende an seinem Ufer verankert und das andere hinüberziehen läßt, so ist schon ein Anfang gemacht. Die Leute die an beiden Ufern stehen, die jeweils ein stärkeres Seil, dann eine Strickleiter und schließlich die ganze Brücke anknüpfen, ziehen und befästigen, bilden zusammen ein Team. Immer mehr Köpfe und Hände werden gebraucht, wenn allmählich die Tragfähigkeit der Brücke wachsen soll. Wir haben bereits erlebt, daß das schwache Seil, das wir ans andere Ufer geworfen haben, aufgegriffen wurde. Schon ist eine stärkere Verbindung geknüpft worden. Warum sollte die Verbindung nicht immer tragfähiger werden?

Integration altersspezifisch

Die Einsicht, daß Integration am besten gelingen kann, wenn sie möglichst früh, also schon im frühen Kindesalter, ansetzt, hat, sich inzwischen durchgesetzt. Dies gilt übrigens nicht nur für Menschen, die mit einer Behinderung leben müssen, sondern z.B. auch für Kinder aus anderen Rassen oder Kulturkreisen. Man kann auch umgekehrt Sagen: Wenn Kinder von klein auf miteinander aufwachsen, kann Ausgrenzung und Isolation vermieden werden. Nun leben wir aber in einer Gesellschaft, in der Ausgrenzung traurige Realität ist, teilweise sogar bewußt betrieben wird. Die Möglichkeiten der Integration lassen sich aber erst dann realistisch einschätzen, wenn auch die Probleme der Menschen, und zwar nicht nur der behinderten, berücksichtigt werden können. Diese sind aber, je nach Altersgruppe und Lebenssituation, äußerst unterschiedlich. Da eine gründliche Analyse fehlt, müssen wir wenigstens eine oberflächliche Bestandsaufnahme versuchen.

A Bestandsaufnahme

1. Kinder und Jugendliche

Die Ausbildung behinderter Kinder in Sonderschulen, getrennt nach Art der Behinderung ist in unserem Land noch die Regel. Die Erfahrungen mit den wenigen Integrationsklassen sind zwar positiv. Sie gelten aber als zu aufwendig und teuer. Für den Bereich der Regelschulen gilt, daß angesichts wachsenden Leistungsdrucks und zunehmender Aggressivität die Diskussion um den Erziehungsauftrag von Schule neu aufflammt.

Wie steht es im außerschulischen Bereich? Funktionsfähige Jugend und Kindergruppen sowie offene Freizeitangebote sind inzwischen selten geworden, so daß der Integration hier weitgehend die Basis entzogen ist. Fragt man nach den Gründen für nicht vorhandene Jugendarbeit, so werden vor allem genannt: Mangel an Leitern und Überforderung der vorhandenen ehrenamtlichen Leiter durch zunehmende Gewaltbereitschaft und schwerste Verhaltensstörungen bei Jugendlichen. Wahrlich keine gute Basis für Integration!

2. Erwachsene

Die Konzentration auf die eigene Familie, die eigene berufliche Karriere und - allenfalls - auf den eigenen Verein gilt für die meisten Erwachsenen als normal. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß Menschen, die mit einer Behinderung leben müssen, möglichst weitgehende Normalität im Wohn-, Arbeits- und Freizeitbereich anstreben. (Dies gilt übrigens auch schon für Jugendliche in der Ausbildung). In der Praxis zeigt sich folgendes Bild: Der weitaus größte Teil behinderter Erwachsener wohnt in Heimen, gegliedert in Wohngruppen, oder in dezentralen Wohngemeinschaften. Seltener ist das betreute Einzelwohnen. Der Arbeitsplatz behinderter Erwachsener ist für den überwiegenden Teil die WfB. Die Freizeit wird meist in der eigenen Wohngruppe oder Wohngemeinschaft verbracht. Die gemeinsame Freizeitgestaltung behinderter und nichtbehinderter Erwachsener ist eher die Ausnahme. Die Gründe liegen auf beiden Seiten: Nichtbehinderte haben Menschen mit Behinderung überhaupt nicht im Blick oder sind ihnen gegenüber eher hilflos. Behinderte Menschen sind oft resigniert und schon deshalb antriebsschwach, wenn es um Kontaktaufnahme und Mut zu Neuem geht. Integrative Angebote und die Information darüber sind Mangelware.

3. Senioren

Mit zunehmendem Alter steigt der Anteil der Menschen, die mit erheblichen gesundheitlichen Einschränkungen oder tatsächlichen Behinderungen leben müssen, rapide an. Abnehmende Mobilität und Flexibilität führen häufig zur Vereinsamung. Das Angewiesensein auf andere führt zu Gefühlen der Unfreiheit und Abhängigkeit. Das Ausscheiden aus dem Arbeitsprozeß wird dann zu einem Problem, wenn auf keine andere Art und Weise das Bewußtsein besteht, daß "ich wertvoll bin und gebraucht werde".

B. Fazit:

Integration hat keine breite gesellschaftliche Basis. Sie wird nicht einmal von der Mehrzahl der Menschen, die mit einer Behinderung leben müssen, angestrebt. Integration kann eigentlich nur von Menschen realisiert werden, die Solidarität als Wert erkannt haben. Solidarität muß man aber erlebt haben, die Theorie nützt nichts. Solche Erlebnisse haben ihr altersspezifisches Gesicht; sie sollten möglichst früh beginnen.

Konsequenzen für das Integrationsmodell:

Das Integrationsmodell muß damit Ernst machen, daß es qualitativ hochwertige Freizeitangebote für die verschiedenen Altersgruppen

macht, die

- a) wirklich integrativ sind (keine Behindertenmaßnahme)
- b) Erlebnischarakter haben und deshalb Freude machen
- c) solidarisches Handeln einfordern

Auch angesichts der personell und finanziell begrenzten Möglichkeiten kann die nur in Kooperation mit anderen Trägern geschehen, vom Kindergarten angefangen. Ideen sind vor uns bereits entwickelt worden. Das Jahresprogramm muß die konkrete Umsetzung widerspiegeln.